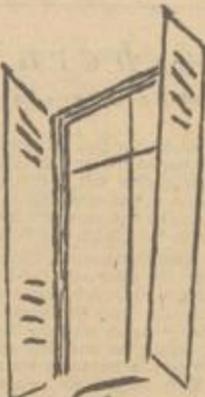


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1948

8/9 (11.9.1948) Das Fenster



Das Fenster

SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE / 2. JAHRG. / NR. 8/9

Der Bildhauer Joachim Karsch, dessen „Traumphantasia“ wir hier im Druck bringen, beendete sein Leben im Februar 1945. Sein Werk wurde in Schloß Charlottenburg, was anderen Ortes in Deutschland verblieb, zeigte vor einigen Wochen in über 100 Werken gesammelt, eine Berliner Gedächtnis-Ausstellung. Gleichzeitig erschien im Mann-Verlag, Berlin, eine Auswahl seiner Briefe an Fritz Benatzky, die im Geste dieser erschütternden Traum-bilder den Druck der Zeit auf den empfindsamen Künstler zeigen und die Kraft, sich durch Arbeit am Werk von der Lähmung zu lösen. Vor dem großen Abtransport nach Osten, als Karsch Werk und Schaffenskraft zerstört sah, beendete er sein Leben durch den Freitod.

Traumphantasia

Von Joachim Karsch

Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Ich höre ein Rad kreischen und schreie auf, weil mir ein schneidender Schmerz die Ohren zerreiht. Aber ich sehe kein Rad, sondern fühle, wie ich in die Höhe gehoben werde und in die Tiefe falle, um dann wieder zu steigen.

Ich war an den Speichen eines Rades festgebunden. Ich hatte kein Angstgefühl. Ich wußte, daß ich mit meinem Willen das Rad anhalten könne, aber auch, daß, wenn es mir mißlang, sich das Rad schneller und schneller drehen und mich zerreißen würde.

Das Rad drehte sich langsamer und langsamer und stand dann still. Ganz leicht löste ich mich von der Speiche los, trat ein paar Schritte zur Seite und sah nun die tiefe Spur, die das Rad in den Boden eingegraben hatte. Auf dem Reifen waren Buchstaben erhaben aufgeführt, die in der Spur Worte bildeten: Freiheit, Gleichheit, Glaube, Vernunft, Wille. Trieb stand da in tiefer Furche, die sich über den Hügel wie ein Band hinlaufend, am Horizont verlor.

Warum kreischt das Rad? fragte ich laut.

Da kam ein Monteur im blauen Overall und sagte: „Das liegt an der Achse. Das Lager ist ausgefahren. Seit in den Vernunftbüros das Lager mathematisch berechnet worden ist, ging es einige Zeit so gut, wie es vorher gegangen war, aber jetzt klappt das alles nicht mehr.“ Er zeigte mir eine riesige Halle: „Hier werden Maschinen hergestellt, die alles, was überhaupt gemacht werden ist, zerstören. Es ist unsere neueste Erfindung: Wenn die Weltirrtümmer eingebracht sind, werden sie ins Meer geschüttet. Wir bauen auch wunderbare Schiffe, und wenn sie mit Gütern beladen unterwegs sind, werden sie in die Luft gesprengt und versinken. Seit vielen Jahren leben wir auch schon in dunklen Städten, weil nachts furchtbare Maschinen kommen und die Städte, in denen Millionen Menschen leben, mit Feuer und Bomben zerstören. — Wissen Sie es schon? sagte er, und kam mir so nahe, daß sein Mund an meinem Ohr speichel verspritzte, es ist ein Geheimnis, das nur wenige kennen: Das Singen der Maschinenräder ist das Totenlied der Menschen, und in allen Vernunftbüros wird fanatisch gearbeitet, damit das Lied schön wird. Hören Sie, wie es klingt!“, sagte er, und öffnete die Tür zu einer großen Maschinenhalle.

Es klingt schön, wie eine Orgel. „Es soll auch noch Blumen geben“, sagte der Werkmeister, und Bäume — und Menschen, die auf der Wiese liegen. Aber wir dürfen das nicht, denn wir haben keine Zeit. Und die Gewerkschaftszeitung hat eine Statistik herausgegeben, wieviel weniger Zerstörungsmaschinen wir dann bauen können, wenn wir auf die Wiese gehen wollten.“

„Können Sie mir nicht sagen, wo das Land ist, wo es Wiesen und Bäume gibt?“, sagte ich.

„Ja“, sagte er, „dort hinaus geht es. Aber lassen Sie sich nicht erwischen. Sie wissen, daß es verboten ist.“

Ich begann zu gehen und kam bald an ein großes Schloß, das von einer dicken Festungsmauer umgeben war. Vor dem verschlossenen Tor kam mir ein Mädchen entgegen, streckte die Hände aus und sagte: „Bist du der Mann mit dem Schlüssel?“

„Nein, der bin ich nicht.“ Da ließ sie die Hände sinken und setzte sich auf einen Stein, der am Wege lag. „Dann muß ich weiter suchen“, sagte sie. Da sah ich, daß ihre Augen geschlossen waren, als hätte sie eine Lidlähmung.

„Wenn du die Tür nicht öffnen kannst, dann wollen wir wenigstens Achterbahn fahren“, sagte sie traurig.

Im Tal, das von Sumpfen durchzogen war, sahen wir die grellen Lichter eines Vergnügungsparks den Himmel in eine rote Lobe verwandeln, und eine schrille Musik tönte herüber. Bald standen wir

vor einem Tor, das aus Brettern und Planken flüchtig zusammengeschlagen war, von dem in großen leuchtenden Glühbirnenbuchstaben die Worte „Freut euch des Lebens“ herunterstrahlten. Neben dem Tor stand eine Lokomotive, die mit Zischen und Stampfen ein riesiges Schwungrad herumwirbelte. Von diesem Schwungrad lief ein breiter Treibriemen auf die Triebwelle einer Drehorgel, deren Pfeifen wie Schiffs-Sirenen dröhnten und schneller oder langsamer, je nachdem die umeinander wirbelnden Kugeln des Sicherheitsventils der Lokomotive weit auseinanderschlangen oder zusammensanken, die Melodie „Freut euch des Lebens“ spielten. Die Melodie war so laut, daß ich nicht hören konnte, ob das Mädchen etwas sagte, aber ich sah, wie ihre Lippen sich bewegten.

Als wir durch das Tor gegangen waren, standen wir vor einem hohen Turm. Von seiner Spitze lief in Spiralen eine Rinne herab, in der schreiende Menschen herunterrutschten. Eine steile Treppe führte in die Spitze des Turmes, die sich mechanisch auf und ab bewegte. Die Treppe war in der Mitte geteilt und beide Teile bewegten sich gegeneinander. Wenn ein Mädchen die falsche Stufe betrat, wurden die Beine plötzlich auseinandergerissen, und die unten stehende Menge gröhle. Nicht weit davon stand eine Bretterbude, in deren Hintergrund Regale aufgebaut waren. Von oben bis unten waren die Fächer mit Porzellan vollgestellt, das die Menge mit Holzbällen bewarf und zertrümmerte. Ein jeder reagierte dort seinen Aergers, seinen Zorn und seinen Kummer ab. Der Unternehmer der Bude lud uns ein, in das Innere zu kommen. Dort zeigte er uns einen geheimen Ausgang, der auf einen großen Platz führte, auf dem elegante Limousinen parkten, Flugzeuge starteten und landeten. Konnte man in der Porzellanbude drei Holzkugeln für zwanzig Pfennige kaufen, so kostete hier ein Billett viele Tausende. Nur die Reichen der Erde konnten sich dieses Vergnügens leisten. Dort standen riesige Bombenflugzeuge, man konnte mit ihnen starten und Städte, Brücken, Fabriken, Kinderheime, Krankenhäuser bombardieren. Es gab verschiedene Karten, die jeweils für Brand- und Sprengbomben galten. Ganz Reiche nahmen ein Kartenheft. Dieses erlaubte auch, mit Maschinengewehren auf die Löschmannschaften zu schießen.

Sobald landete eine Maschine, die mit einem Haifischgebiß bemalt war. Ihr entstieg ein fünfzigjähriger Mann. Strahlend und vergnügt rieb er sich die Hände, wie Jungen nach gewonnenem Fußballspiel. Eben verkündete ein Lautsprecher den Erfolg seines Fluges: Weltstadt in Trümmern, bisher schätzungsweise Tote! All seinem Aergers über die Frau, den ungeratenen Sohn, die Konkurrenten im Geschäft, die ungetreue Freundin, hatte er abregiert. Er strahlte, und wurde von den Wartenden mit Glückwünschen begrüßt.

Wir schlichen uns beiseite. Die Hand des Mädchens zitterte auf meinem Arm.

Eine riesige Halle mit Sitzbänken bis unter das Dach lag vor uns. In der Mitte war ein Boxring aufgebaut, und im grellen Scheinwerferlicht kämpften zwei Athleten. Da beiden bereits zu Beginn des Kampfes Augenbrauen, Lippen und Nasen aufgeschlagen worden waren und die Fäuste immer wieder auf die blutenden Stellen trafen, waren beide bis zum Gürtel mit Blut besudelt. Bei jedem Schlag, den einer der Kämpfer erhielt, schrie die Menge auf. Die Frauen auf den Stühlen hatten starre verglaste Augen, der Mund war geöffnet und das Zahnfleisch trat rosa und nackt hervor. Aus den Mundwinkeln tropfte der Speichel. Da, mit einem vollendeten Haken, traf ein Kämpfer seinen Gegner. Er brach zusammen, rollte dann hin und her, versuchte, sich mit den Armen wieder hochzustemmen; aber er brach wieder zusammen. Die Beine zuckten wie bei einem Rehbock, der einen Blattschuß erhalten hat.

Tausende von Menschen tobten, brüllten und fuchtelten mit den Armen in der Luft. Die Frauen wachten aus ihrer Trance auf, hochrot, mit fahnen Ringen unter den Augen. Dann zogen sie Puderose und Lippenstift hervor und malten sich eine neue Maske über das Gesicht.

„Wir wollen uns nicht mehr ansehen, wie sich die Menschen ihres Lebens freuen“, sagte das Mädchen, und zog mich dem Ausgang zu. — „Wir wollen zur Achterbahn gehen.“

Auf der Achterbahn bestiegen wir einen kleinen Wagen, der auf Schienen stand und mit anderen zu einem Zug gekoppelt war. Langsam setzte er sich in Bewegung und fuhr steil aufwärts auf dem Holzgerüst der Bahn. Ein Grammophon spielte einen süßen Schlager. Tief unter uns lagen Hügel und Täler, von ferne sah man die Lichter des Vergnügungsparks. Auf silbernen Flüssen glitten langsam dunkle Schiffe hinab. Bald aber kam der Wagen in immer schnelleres Gleiten, und plötzlich stürzte er in die Tiefe. Wir glaubten, daß wir unten zerschellen müßten, und das Mädchen klammerte sich fest an mich. Aber steil stieg der Wagen wieder hinan, daß man meinte, der Atem verginge einem. Wir schleuderten durch enge Kurven, jagten durch Tunnel und fuhren mittend durch ein Feuerwerk von Raketen und schleudernden Sonnen.

Pfützlich merkten wir, daß wir nicht mehr im Wagen saßen, sondern flogen. Es war ein schnelles Gleiten durch den Nachthimmel. Das Mädchen hatte die Arme um meinen Hals gelegt. Sie schwebte neben mir, aber ihr Körper berührte den meinen nicht. Es war noch ein Schimmer der untergegangenen Sonne am Himmel. Die Wälder, über die wir flogen, waren dunkelviolett und wurden dann schwarz. Sem blickten zu uns herauf wie silberne Spiegel. Wir hörten das Gras im Abendwind rauschen. Jetzt aber war über uns ein feltes Singen zu hören wie von Flügeln, die die Luft durchschnitten, und dann hörten wir den klagenden Schrei der Wildgänse. Und wirklich glitt eine lange Kette von Wildgänsen an uns vorbei, und ehe wir es gewahr wurden, waren wir mitten unter ihnen.

Die Gänse breiteten jetzt ihre Flügel aus, und wir glitten mit ihnen auf einen großen See zu. Ich sah, wie das Wasser weiß an ihren Brüsten aufschäumte, als sie auf der Fläche des Sees einfleien. Ich wollte es ihnen gleichtun und fühlte auch das Wasser meine Brust umpfäulen; aber ich schwamm nicht, ich sank.

Das Wasser war lau und doch frisch. Die Pflanzen am Boden des Sees wogten hin und her. Flische glitten an meiner Wange vorbei, weiche rosa Quallen zuckten vorüber. Ich war allein. Der Sand wirbelte auf, wohin ich trat. Vor mir lag eine Steintreppe, die zum Ufer hinaufführte. Ich stieg empor und sah, daß ich mich in Festungsgraben eines großen Schlosses befand.

Bald stand ich in einem Saal, in dem viele Leute waren. Könige mit Kronen auf dem Kopfe, Feldherren mit Stahlhelmen, Gelehrte mit Büchern und Gänsekielen in den Händen. Alle hatten ein Geduldspiel in der Hand, in dem man eine kleine Kugel durch ein Labyrinth von Gängen in eine Vertiefung bringen mußte. War das gelungen, so wurde man von einem Gefangenenwärter aufgerufen. Der Wärter trat auf mich zu und bot mir drei langstielige Blüten an. „Noch jeder, der die Blüten gehabt hat, ist hier lebend herausgekommen“, sagte er. Jedemal, wenn es einem Gefangenen gelungen war das Geduldspiel zu beenden, wurde er von dem Wärter aufgerufen und ging zur Tür. Dort stand der Bauer Regis. Jeder legte nun seine Kleider ab, bis er völlig nackt dastand. Der Bauer Regis aber nahm die Kleider auf seine Mistgabel und verstreute sie auf einen Stoppelacker. Er wog jede Gabel in der Hand und sagte: „Ist doch besser als Kunstdünger.“ Als ich zu ihm kam, sah ich, daß er leere Augenhöhlen hatte, aber als ich mit ihm sprach, griff er mit der Hand unter seine Sohlen. Dort saßen seine Augen. Er nahm sie ab wie man Schnecken von einem Zaun abnimmt, und setzte sie in seine Augenhöhlen. Dann sah er mich an. „Es ist Zeit zum Pflügen“, sagte er, der Acker ist gedüngt.“

Er nahm die Leine in die Hand und sagte zu mir: „Nun leg dich hin, damit ich dich unterpflügen kann.“

Ich begann zu zittern. Er packte mich am Arm. Da kam ein Mann über den Acker gegangen. Er trug ein Aktienstück in der Hand. Ab und zu blieb er stehen und blätterte in den Seiten. Der Mann trat auf den Pflüger zu und sagte: „Nein, er muß noch warten, er hat seine Einkommensteuer noch nicht bezahlt!“ Der Pflüger aber wurde ungeduldig. „Ich muß jetzt pflügen, die Zeit ist reif“, sagte er. Da nahm ich die drei Blüten aus der Brusttasche und legte sie in die Furche, und der Pflug ging über sie hinweg.

Ich ging schnell fort und ging zum See. Dort fand ich einen Kahn und ruderte hinaus. Ich ließ das Boot treiben, und bald lag es still, so still, daß ich ersaunte. Da sah ich, daß inzwischen Winter geworden war, und das Boot war fest im Eis eingefroren. Zwei Männer kamen über das Eis gegangen, sie zogen einen Schlitten hinter sich her, auf dem viele Pakete von Zeitungspapier aufgebunden waren. Sie hielten bei mir und setzten sich auf den Schlitten, um auszuruhen. Der eine begann die Pakete aufzuschneiden und dann fingen sie an, sich das Zeitungspapier in den Mund zu stopfen und zu essen. Sie fraßen ungläublich viel in sich hinein. Als sie fertig waren, saßen sie da, stützten die Hände auf die Kniee und starrten vor sich hin.

„Es ist eine große Zeit“, sagte der eine. Er spielte auf einer Mundharmonika „Ub' immer Treu' und Redlichkeit!“

Ich stieg aus dem Kahn, legte mich auf das Eis und hauchte den Kiel des Bootes so lange an, bis er warm war. Der warme Kiel taute das Eis vor sich her, so daß ich in einer schmalen Rinne fahren konnte. Als ich das Ufer erreichte, begann der Frühling.

Am Strand kam mir das Mädchen entgegen und sagte: „Du kommst gerade recht, nun können wir den Leutnant begraben.“ Da sah ich, daß das ganze Land zerstört war vom Krieg. Von den Häusern ragten nur noch schwarze Trümmer in die Luft. Es war nicht mehr zu erkennen, wo einst Garten und Acker gewesen waren, denn ein Granattrichter lag neben dem anderen. Zerschossene Tanks lagen wie tote Elefanten schlief auf den Trichterwänden, und das verbrannte Skelett eines Flugzeugs lag am Strand wie ein Kamelgerippe in der Wüste. Überall waren Tote, in allen Stellungen durcheinander. Vieles sah man aus, als ob sie schliefen. Einige waren ganz schwarz, und nicht weit davon lag verkohlt ein Toter, der die Stahlflasche des Flammenwerfers noch auf die Schulter geschultert hatte. Von den Bäumen standen nur noch die Stümpfe. Es war ganz still, kein Laut, kein Vogel, keine Biene war zu hören.

Der tote Leutnant war ganz weiß, sein Gesicht war entspannt und lächelte. Er sah sehr glücklich aus. Die Uhr an seinem Handgelenk tickte. Das Mädchen gab mir einen Spaten, und wir begannen zu graben. Auf den Rändern der Granattrichter sprossen schon die ersten Gräser. Hier und da sah man ein Gänseblümchen blühen.

Als wir den Leutnant begraben hatten, setzten wir uns in einen Trichter, und das Mädchen begann zu singen. Auf dem Boden des Trichters war eine Wasserlache, darin spiegelte sich der Himmel mit seinem tiefen Blau und den weißen Wolken, die langsam über ihn hinwegzogen.

Ich beugte mich über den Tümpel, und da sah ich, daß ich ganz alt war. Das Haar war weiß, und ein weißer Bart umrahmte mein Gesicht. Da griff ich mit meiner Hand in die Pflanze, und das Bild zerrann. Vom Grunde holte ich dunklen Lehm heraus, den ich sorgsam durchknetete. Dann wusch ich mir die Hände im Tümpel.

Das Mädchen saß am Trichterrand und sah mir zu, als ich begann, aus dem Lehmklumpen ihr Gesicht nachzubilden. Und unter meinen Händen entstand das Gesicht des Mädchens so, als ob es lebe. Wie ich von der Arbeit aufgab, bemerkte ich, daß die Gräser um uns herum so schnell wuchsen, daß ich es sehen konnte. Das Land



DIE GEGNER. Eine Radierung von ADOLF MENZEL (1815 BIS 1908)

Von Zauberern und Zauberbüchern

Von Felix Timmermans / Berechtigte Uebersetzung aus dem Flämischen von Karl Jacobs

lag wie in grünen Wellen, die einem Ufer zurollen. Die erschossenen Tanks verschwanden fast unter den leuchtenden Königskerzen. Von den Toten war nichts mehr zu sehen. Die Bäume hatten ihre Stämme mit neuen Zweigen bedeckt, und die meisten standen schon in voller Blüte.

Das Mädchen sah mir zu, wie ich arbeitete, und plötzlich löste sich ein tiefer Souffler aus ihrer Brust. Da sah ich, daß sie zum ersten Mal ihre Augenlider heben konnte. Mit tiefen Augensternen sah sie mich an. Sie sah die Arbeit an und sagte: „So tief hast du mich gesehen, Geliebter. Du hast den Schlüssel, und du weißt es nicht.“ Dann weinte sie.

Ich sagte: „Du fragst nach dem Schlüssel — kannst du mir nicht lieber sagen, warum das Rad so kreischt?“

Die Arbeit war beendet. In dem warmen Winde trocknete sie schnell. Ich nahm sie und stellte sie auf das Grab des toten Leutnants.

„Willst du nicht bei mir bleiben und das Tor öffnen?“ sagte sie.

Aber ich sah über das Land, und wenn es auch blühte über den Tanks und den Toten, so wußte ich doch, daß ich tot war.

„Nein, ich kann nicht bei dir bleiben und das Tor öffnen, denn mit all diesen Toten bin auch ich gestorben.“

Da sagte sie: „Sieh deine Hände an, wie sie leben.“ Ich sah meine Hände an, als gehörten sie mir nicht, und ich sah, daß sie voller Leben waren.

„Nein, meine Hände dürfen den Schlüssel nicht berühren und auch nicht bei dir bleiben, denn du willst einen Garten pflanzen und einen Taubenschlag haben. Meine Hände müssen allein bleiben, damit ich meine Einkommensteuer bezahlen kann.“

Hoch über uns schwebte ein Bussard, und sein einsamer, nicht zur Erde gehörender Schrei sank auf uns herab. Der Vogel drehte über uns seine Kreise, enger und immer enger, und dann stieß er hernieder. Mit ausgebreiteten Schwingen stürzte er auf das Mädchen zu, und sein Schnabel hackte nach ihren Augen. Da fielen die Augenlider wieder herab.

Der Bussard sagte: „Bist du reif, nachdem du grausam warst?“

„Ich weiß es nicht“, sagte ich, „aber sich, mein Haar ist weiß. Prüfe mich, ob ich reif bin.“

Er sah mich mit seinen runden Stahlaugen an, bis mein Körper kalt war wie der eines Toten. Dann richtete er sich auf, seine Flügel wurden größer und größer. Er reckte seinen Hals, und sein Nacken war wie ein Sattel. Ich faßte seinen Kopf und stemmte die Arme auf seine Schultern und schwang mich auf seinen Rücken. Nun schrie der Bussard laut auf und wir flogen. Unter uns lag die Welt in Blüten und Sonne. Die Wälder waren wieder zugewachsen, die Toten mit Blumen bedeckt. Die Menschen bauten neue Häuser. Die Frauen trugen Säuglinge im Arm, und die Junglinge legten zitternd die Hände den Mädchen an die Brust. — Es war Abend, als der Bussard zu kreisen begann und sich langsam zur Erde niederließ. Ich wußte nicht wo ich war. „Nun schlaf und vergiß“, sagte er, „morgen sollst du beginnen.“

Als ich erwachte, lagen neben mir Hammer und Meißel. Ich hatte keine Erinnerung an das Leben. Ich nahm Hammer und Meißel und begann an den Felswänden zu arbeiten. Doch dachte ich an nichts. Gebannt sah ich, was die Hände taten. Langsam schälte sich aus dem Gestein das Gesicht des Mädchens heraus, und später auch das Gesicht des Leutnants mit seinem glücklichen Lächeln. Bald aber wuchsen lange Friese aus der Felswand heraus, Figuren, die demütig knieten oder sich tröstend aneinander lehnten. Dann sank die Sonne, und im letzten Lichtschein vollendete ich ein großes Rad, wie ich es in indischen Tempeln gesehen hatte. Die Nabe war ein herrliches Gesicht voll Weisheit und lächelnder Güte. Die Speichen waren Strahlen, die von dem Gesicht ausgingen, und auf den Felgen war ein Ornament von einem Mund und zwei Herzen in zarter Arbeit gebildet. — Ich fühlte, daß ich müde wurde, und der Meißel fiel mir aus der Hand.

Da kam der Bauer Regin. Er schob eine Schubkarre vor sich her und sagte, als er sie vor mir absetzte: „Da sind Sie ja, — ich vergesse keinen. Es ist nun Zeit.“

„Ja“, sagte ich, „es ist Zeit, ich bin müde.“

Deshalb habe ich auch die Schubkarre mitgebracht.

Ich setzte mich in die Karre, und Regin schob an. Erstaunt hob ich den Kopf: „Das Rad kreischt nicht mehr?“

„Nein“, sagte er, „das Rad kreischt nicht mehr. Wir haben die Vernunft im Stall neben dem großen Stier angebunden. Nun hält Gott wieder die Nabe in der Hand.“

Es war schon fast dunkel, als wir auf dem Acker ankamen.

Dort stand der Pflüger still und gab mir die Hand.

„Freuen Sie sich“, sagte er, „ich habe eine neue Pflugschar bekommen, sie pflügt doppelt so tief wie die alte.“

Ich kniete nieder und legte mich lang ausgestreckt in die Furche. Da kam das Mädchen und bedeckte mit ihren Händen meine Augen. Es wurde ganz kühl in mir. Dann küßte sie mich auf den Mund und sagte: „Schlaf gut, — wußtest du nicht, daß du das Tor geöffnet hast?“

„Ich wußte es nicht“, sagte ich, — „ich will schlafen und nie mehr aufwachen.“

Dann fielen mir die Augen zu.

Hoch oben auf dem Soller bei meinen Eltern stand eine alte schwarze Kiste. Die Kinder, die in der Kammer neben der Sollerterrasse schliefen, hörten manchmal des Nachts Mäuse an den Büchern knabbern.

Es war nämlich eine Bücherkiste, die mein Onkel auf seine Missionsreise nach Britisch-Guinea mitzunehmen vergessen hatte. Er war Pater, Doktor der Gottesgelehrtheit, Generalvikar und anderes mehr. Aber wir Kleinen sprachen einfach von unserem Onkel Bischof, der dicht unter der Sonne wohnte, seine Buttermilch in der Sonne kochte, schwarze Männer, Menschenfresser, denen die Zähne ausgezogen waren, als Diener hatte und mit einem Dampfboot über die Meere fuhr, um noch mehr Menschenfresser die Zähne auszuziehen und sie im christlichen Glauben zu taufen.

Da ist zu Hause viel erzählt worden von diesem Onkel! Wenn er einmal nach Hause käme, würde er echte Klabaubermänner und leibhaftige Meerjungfrauen in einer Flasche mitbringen. Aber er kam nicht wieder. Er ist bei den schwarzen Menschen gestorben und wartet da mit einem Kreuz auf dem Kopf auf das jüngste Gericht.

Meine Eltern handelten mit Spitzen und Korallenketten und kauften Altpapier, um die Ketten da reinzutun.

Eines Tages sagte mein Vater: „Hol die Bücher von Onkel Ludwig aus dem Koffer. Sie sind alle lateinisch, und du wirst doch kein Pastor. Wir wollen spitze Tüten daraus machen.“

Ich holte einen Stapel, an dem der Zahn der Zeit und die Mäuse genagt hatten. Wir machten spitze Tüten daraus und packten die Korallenketten hinein. Später kam wieder ein Stapel an die Reihe, und dann lag plötzlich ein sehr kleines und sehr dickes Buch obenauf, das sah aus wie ein kleiner Almanach um das Jahr 1800. Ich hielt viel von Büchern und blätterte darin. Es war ein Fund!

Ein französisches Buch: „Les secrets du Petit Albert“. Ein Zauberbuch. Voll Formeln. Um Gold zu machen, um reich, um stark, verliebt, geliebt und unsichtbar zu werden. Es verriet, wie man es anstellt, um in die Zukunft zu sehen, Alraunwurzeln in Eier zu verwandeln und mit Syphes zu sprechen und in ihr Reich hinabzutauchen, kurz: Ein Zauberbuch.

Ich erinnere mich noch: Um unsichtbar zu werden, mußte man aus jungfräulichem Wachs, das am ersten Freitag nach Neumond aus dem Korb geholt worden war, eine Hand basteln. In der Hand mußte der Strick eines Gebenknetts stecken. Dieser Docht mußte umschmiert und getränkt sein mit dem Fett des Gebenknetts. Zündete man dann die Kerze an, war man für jedes Menschenauge, jeden Nah- und Fernkieker und für Vergrößerungsgläser unsichtbar.

Ich zeigte meinem Vater das Buch. „Ach“, sagte er, „das wird unser Ohm von dem einen oder anderen Zauberer auf dem Sterbebette gekriegt haben. Später hat er vergessen, es zu verbrennen.“ — Und mein Vater erzählte dann von den Zauberern, die er gekannt hatte. Er glaubt nicht daran. Keine Spur. Er erzählte von Pierken van Boekweitstrooi, dem größten Zauberer der sechziger Jahre. Das war ein kleines, graues Männlein, das immer mit einem Strohhut in der Hand umherlief. Wenn er am Nethedeich entlang spazierte, kamen die Fische an die Oberfläche, Hechte, Stinte, Barsche, Aale und das andere Fischzeug. Sie schwammen ganz brüderlich hinter ihm her, bis er „Kach, kach“, sagte und alle untertauchten. Er konnte unter Wasser gehen, konnte machen, daß jemand plötzlich stillstand, behexte und enthexte Tiere, und als man ihn einmal in Meckeln ins Gefängnis gesetzt hatte, ging er gleicher Zeit an der Netze spazieren und kehrte beim Bauern von Randstad ein, um ein Pfeifchen zu schmökern.

Mein Vater kannte auch Jakken-Bos, einen Zauberer aus Liebhabeer. Der führte für ein paar Pinten Bier die wunderlichsten Dinge vor, ließ Ratten aus einer Kanne laufen, Mädchen den Rock verlieren und Männern das Jucken bekommen, daß sie anfangen zu tanzen. Dann war da noch Marjann de Mossel, und Blinde Cato. Es war in jenen Tagen arg mit Zauberern und Zauberbüchern. Sie arbeiteten alle mit dem „Schwarzen Ambrosius“ oder dem „Kleinen Albertus“.

Manfred Hausmann 50 Jahre alt

Der Dichter und Schriftsteller Manfred Hausmann, dem unsere Leser auch im „Fenster“ unserer Zeitung wiederholt begegnet sind, vollendete am 10. September sein 50. Lebensjahr. Schon seine Bücher nach dem 1. Weltkrieg machten durch ihre gezeichnete Sprache und ihre Naturzugewandtheit auf ihn aufmerksam. Durchzusetzen begann er sich erst, nachdem der damalige Verlag S. Fischer-Berlin ihm freieres Arbeiten und Reisen ermöglichte. „Und so schrieb ich denn auf“, sagt er, „was mir an dieser Welt bemerkenswert zu sein schien, ihre Weite und Enge, ihre Wildheit und Anmut, den traumhaften Zauber fremder Länder, und immer wieder die grausame, gleichmütige, grenzenlose Herrlichkeit der See.“ 1930 erschien seine „Kleine Liebe zu

Amerika“. Eine zarte Jugendgeschichte: „Abel mit der Mundharmonika“ folgte. Vorangegangen waren „Lampoon“, die Er-

zählung eines jugendlich-romantischen Vagabunden, und „Salut gen Himmel“, Essays, Gedichte und Novellen, sowie das Mär-

C Y G N U S

Wie meine Blicke an ihm hängen
sehnsuchtsvoll
in jeder Nacht,
wenn er im silbernen Rauch
der Milchstraße
mit seinen Sternenschwingen
dahinschwebt, groß
und schweigend,
der Schwan!

Er achtet
des Adlers nicht, des klaffenden,
Atairs nicht
zur Rechten,
und nimmt den goldgestimmten
zur Linken, [nicht,
den einsamen Gesang nicht wahr
der Leier.

Gen Süden strebt er,
gestreckten Halses,
gen Süden.

Aber das Haupt,
er wendet's ein kleines, wendet
das leuchtende Auge
ein kleines immer
gen Südwest,
dorthin, dorthin,
wo du jetzt bist.

Wie meine Blicke an ihm hängen
sehnsuchtsvoll
in jeder Nacht!

Manfred Hausmann.

chenspiel von der schönen Lilofee ergänzen das Bild seines Schaffens. Das Leise, Verdämmernde, lyrisch nach innen Gewandte ist der Grundkord Hausmannscher Dichtung. Die immer wiederkehrenden Motive sind das Meer, die Liebe, lockende Weite und Wanderschaft.

Hausmann gehört der Worpsweder Künstlerkolonie an. Seit Kriegsende hat er sich auch politisch und redaktionell betätigt. Wenn seitdem kein neues Werk von ihm erschienen ist, so hat er sich in diesen Jahren in tätiger Hilfe den Nöten der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Worpsweder Gemeinde zugewandt.

Das neue Stadttheater Pforzheim wird in diesem Winter Hausmanns Märchenpiel „Die schöne Lilofee“ zur Aufführung bringen. Pier-

Die Letzte Aufführung Von Alfred Polgar

Heute spielt man das Stück zum letzten Male.

Als es auf die Welt kam, welche die Bretter bedeuten (ein paar Wochen erst ist es her), was für ein Getöse war da um das Kindchen! Von der Bangigkeit und Erregung, die ihm galten, brannte lichterloh die Luft, alles fieberte, alles hoffte, alles fürchtete, viele Zaubersprüche, böse Feen zu bannen, gute heranzuschmeicheln, murmelte oder schrie man, von den Schicksalsfragezeichen, die über dem Neugeborenen hingen, wurde die Atmosphäre elektrisch so stark beunruhigt, daß es die Nerven aller zucken machte, und groß war die Spannung, ob die Ärzte, die über Leben oder Tod des Kindes zu befinden hätten, den Kopf senkrecht schütteln würden oder waagrecht.

Das ist die schon oft beschriebene Stimmung der Premiere. Die seltsam-unheimliche der Dorniere hat noch kaum einen Schilderer gefunden.

Die letzte Aufführung dauert, auch wenn kein Wort vom Text gestrichen wurde, wesentlich kürzer als alle Aufführungen des gleichen Stückes, die ihr vorangingen. Mit der geheimnisvollen Beschleunigung, die ein Fluß bei seiner Mündung hat, rollt sie ab, gleichsam schon begierig, ins Meer des Vergessens einzufließen. Ein wunderbares Tempo legen in solchem Endspurt die Schauspieler vor. Ach, hätten sie dieses Tempo bei der Premiere vorgelegt — es würde vielleicht heute noch nicht die Dorniere sein!

Wie kalt Gewordenes, das nur warm genossen werden darf, schmeckt sie. Keine Spannung, kein Fieber, kein Fügten oder Hoffen auf oder hinter der Bühne. Eine große Gleichgültigkeit, die alles mit fadem Grau durchdringt, umweht Menschen und Dinge. Längst ist das Interesse derer,

welche die Welt des Schauspiels (das da oben Abschied nimmt von der Szene) gestalteten und kreisen ließen, von dieser Welt fort- und dem Werden der neuen, die morgen an gleicher Stelle sich entfalten soll, zugewandt. Alle Fragezeichen sind abmontiert, keine gute, keine böse Fee kümmert sich um die Dorniere, kein Arzt, so viele ihrer die ersten Atemzüge des Stückes behorchten, lauscht den letzten, die es tut. Die Schauspieler, indes sie den Text ein letztes Mal sprechen, fangen bereits damit an, ihn zu verlieren, ihr Gehirn packt gewissermaßen das Zeug schon ein, das sie von heute ab nicht mehr brauchen, und das jetzt in die Rumpelkammer des Gedächtnisses kommt. Zum letzten Male täuschen die Kulissen diesen Wald, dieses Zimmer vor, und es ist, als wüßten sie, daß es zum letzten Male sei, als läge ihnen deshalb auch nichts mehr daran, die Illusion zu wecken, sie wären wirklich, was sie scheinen. Die Bäume stehen, auch wenn sie noch blühen, wie bereit zum Absterben da, und die Möbel wie geplündert (was sie ja auch meistens sind), die Souffleuse kommt mit ihrem Strickstrumpf ein viel größeres Stück weiter als in irgendeinem anderen Abend, die Darsteller, von keinem Ehrgeiz mehr besesselt, als von dem, rasch fertig zu werden, machen sich lustig über einander und über sich selbst. Die Zuschauer, insular verstreut im Raume, fühlen sich genoppt, daß sie zur letzten Aufführung Freikarten genommen haben, frierend in der leeren Weite sind sie weder zum Lachen noch zum Weinen zu bringen... und nur der Autor wird, wie an jedem Abend auch an diesem, bis ins Mark erschüttert von den rührenden, bis ins Innerste beunruhigt von den heiteren Stellen seines Werks.

Indes es es da oben begraben, hofft er, der arme Narr, daß es auf-erstehen werde!